



# LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

## **Aufwärts. Jahrgang 8, Nr. 18 September 1, 1955**

Köln: Bund-Verlag, September 1, 1955

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

**AUFWÄRTS**

# Meine erste Liebe

Fotos: Michael Friedel und Leonard McCombe



ist ein kluges und hübsches Mädchen. Ich liebe sie schon seit der ersten Woche, in der ich sie kennengelernt habe. Auch sie glaubt, daß sie mich liebt. Aber sie hat mir schon bei unserer ersten Verabredung nach Geschäfts-schluß verboten, ihren Vater etwas von unserer Liebe merken zu lassen. Sie sagt, er würde mich sofort entlassen, wenn er dahinter käme. Vielleicht hat sie recht, denn ihr Vater wies mich vor kurzem scharf zurecht, als er uns im Geschäft bei einem Privatgespräch antraf. Dieser Zustand quält mich sehr. Ich mag Heimlichkeiten nicht. Es beunruhigt mich auch, daß Inge nicht den Mut hat, vor ihren Vater zu treten und offen mit ihm zu sprechen."

Nun ja, nicht in allen Fällen ist die erste Liebe von so schwerwiegenden Sorgen überschattet. Es gibt auch harmlosere Probleme, wie diese Zeilen von J. W., einem Schlosserlehrling in Hannover, beweisen. Er schrieb am 6. August 1954: „Ich sehe jeden Morgen dasselbe Mädchen in der Straßenbahn. Sie fährt schon ein paar Monate lang immer die Strecke vom Kröpcke nach Linden. Ich möchte sie sehr gern kennenlernen. Kannst Du mir mal schreiben, wie man das am besten macht?"

Und daß eine erste Liebe auch unter den kleinen Peinlichkeiten des Alltags „leiden“ kann, beweisen diese Zeilen des Mädchens

Mädchen in Bonn, berichtete uns am 29. Dezember 1954 über eine viel ernstere Sorge: „Wir haben uns vor acht Wochen verlobt. Mein Verlobter ist ein türkischer Student mohammedanischen Glaubens. Meine Eltern, die in Dortmund leben, sind über diese Verlobung so erzürnt, daß sie mir geschrieben haben, ich sollte erst dann wieder zum Wochenende zu ihnen kommen, wenn ich diese Verlobung gelöst hätte. Meine Mutter schrieb, eine Ehe mit ihm könne nie gut gehen, da man im Orient ganz andere Vorstellungen von der Ehe und ganz andere Sitten habe. Dabei ist er ein sehr moderner Mensch und sehr kultiviert. Was soll ich denn jetzt bloß machen — er ist doch meine erste Liebe!"

Am 10. Mai dieses Jahres bekamen wir Auslandspost. Aus Schweden schrieb uns der junge Buchdrucker F. H., der sonst in Frankfurt lebt: „Ich will nicht die Gelegenheit versäumen, dem »Aufwärts« noch einmal dafür zu danken, daß er mir vor einem Jahr den Briefwechsel nach Schweden vermittelt hat. Unter den vielen Briefen, die ich bekam, war auch einer von einem jungen Mädchen in Stockholm. Wir haben uns ein Jahr lang geschrieben, und nun bin ich zu Besuch in Stockholm. Glaubst Du, daß durch bloßen Briefwechsel eine Liebe entstehen kann? Ich

weiß es jetzt auch nicht mehr genau, ob ich sie schon vorher geliebt oder ob ich mich hier erst in sie verliebt habe. Jedenfalls lieben wir uns und wollen bald heiraten. Ob sie nach Deutschland kommt oder ob ich hier Arbeit bekommen kann, weiß ich nicht. Das ist ja auch ganz egal. Ihre Eltern sind sehr freundlich und hilfsbereit. Natürlich würden sie es sehr gern sehen, wenn ihre Tochter in Stockholm bliebe, aber sie haben ihr auch erlaubt, mit nach Frankfurt zu gehen. Meine Braut läßt Euch freundlich grüßen!"

Sehr gut, da hatten wir also einen Fall, wo alles glatt zu gehen scheint. Nicht so gut verläuft dagegen die erste Liebe bei R. S. in Bad S., die uns am 17. Juli 1955 schrieb: „... Klaus betont bei jeder Gelegenheit, daß er mich liebt, aber vom Heiraten will er nichts wissen. Wir sind jetzt schon fast drei Jahre zusammen. Ein paarmal habe ich schon Andeutungen gemacht. Er weicht jedoch sofort aus. Wir wären noch zu jung zum Heiraten, sagt er. Dabei könnten wir es uns schon leisten, denn er hat eine ganz gute Stellung, und ich verdiene auch. Manchmal glaube ich, er wird mich nie heiraten. Dann bekomme ich schreckliche Angst, daß ich ihn verlieren könnte. Wir kennen uns schon als Kinder. Mit meiner Mutter möchte ich nicht darüber sprechen. Es würde ihr nur Sorgen machen.“

## Junge Menschen öffnen dem Aufwärts ihr Herz. Briefe, die wir bis jetzt nicht veröffentlichten ...

Wir veröffentlichen heute einige von jenen vielen Briefen junger Menschen, die unser Mitarbeiter Thomas über die Post beantwortet und dann abgehftet hat. Sie füllen heute bereits einen dicken Ordner. Thomas hatte zunächst Einwände gegen die Veröffentlichung dieser Briefe, berichten sie doch von den ganz privaten Gefühlen, Sorgen und Wünschen ihrer Schreiber. Doch auch er kam zu der Überzeugung, daß eine auszugsweise Veröffentlichung zu verantworten ist. Fast allen Briefen können wir nämlich entnehmen, wieviel Schwierigkeiten und Probleme jungen Menschen aus der ersten Liebe erwachsen, ohne daß reifere Menschen ihnen Hilfe leisten und zur Lösung beitragen. Auf der anderen Seite zeigen uns allerdings auch einige Briefe, daß manches Mädchen und mancher junge Mann sich erfolgreich selbst zu helfen weiß. Auf beide Seiten wollen wir heute aufmerksam machen. Daß bei allen Schwierigkeiten die erste Liebe ein großartiges Erlebnis ist, brauchen wir nicht zu betonen — es geht aus den Briefen selbst hervor.

Am 14. März 1955 schrieb uns H.-P., ein Mädchen aus Düsseldorf: „... es ist jetzt sechs Wochen her, daß ich Karl-Heinz kennengelernt habe. Meine Freundin hat ihn mir vorgestellt, als ich bei ihr zu Besuch war. Er ist der Freund ihres Bruders. Wir sind jetzt schon ein paarmal zusammen ausgegangen, und ich habe mich sehr in ihn verliebt. Er ist wirklich ein sehr anständiger Mensch. Jetzt möchte er gern meine Eltern kennenlernen. Auch ich hätte es gern, wenn meine Eltern ihn kennen würden. Ich kann es aber nicht wagen, ihn vorzustellen. Meine Eltern haben mir wiederholt gesagt, ich dürfte keinen Freund haben, bevor meine Lehrzeit zu Ende ist. Das ist in zwei Jahren, wenn ich zwanzig bin. Jetzt muß ich ihn immer heimlich treffen, was mir nicht nur viel Mühe, sondern auch viel Kummer macht.“

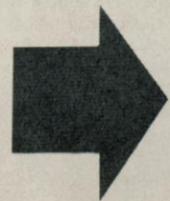
Ganz ähnliche Sorgen hat auch S. K., ein junger Buchhändler in Stuttgart. Er schrieb uns mit Datum vom 3. Mai 1954: „... vier Monate arbeite ich jetzt in diesem schönen, modernen Geschäft. Aber ich würde am liebsten meine Stelle wechseln. Der Chef beschäftigt auch seine Tochter im Geschäft. Inge



L. M. in Flensburg vom 17. Oktober 1954, über die sie heute hoffentlich so lächeln wird, wie wir schon oft über sie gelächelt haben: „... ich mag Willi sehr, sehr gern, bloß riecht er immer so schrecklich aus dem Mund.“

Wie gesagt, so einfach, daß schon eine gute Zahnbürste und gutes Mundwasser helfen könnten, liegen die Fälle selten. W. T., ein

**Sieben junge Aufwärts-Leser haben über ihre erste Liebe berichtet. Einige brauchen Hilfe! Wer hilft ihnen? Lest auf Seite 3 von einer glücklichen Liebe**



### Nase bohren

Der „Aufwärts“ hat es gerade nötig, sich über die Einrichtung des sogenannten Briefkastenonkels bei den Illustrierten lustig zu machen („Luzi will zum Film“, Nr. 17/55). „Wer andern in der Nase bohrt, hat selbst was drin“, kann ich da nur sagen. Schließlich gibt „Aufwärts“ seinem eigenen „Briefkastenonkel“ seit Jahr und Tag mehr Raum, als eine seriöse Zeitung es verantworten könnte.  
Paul Brauer, Bremen

### Ersatzdienst

Herr Dr. B. Even von der Jungen Union (Leserbrief in Nr. 14/55) befürchtet völlig grundlos, daß durch die Möglichkeit der Kriegsdienstverweigerung die „Pazifisten bevorzugt werden, indem man sie spaziergehen ließe, während die übrigen zur Sicherung der Freiheit des gesamten Volkes Opfer bringen müß-



ten“. Keine Sorge, Herr Dr. Even, es gab dazu bereits im letzten Weltkrieg wenig Gelegenheit. Wir Großstädter jedenfalls haben den „Ersatzdienst“ bis zur bitteren Neige auskosten. Schauen Sie sich unseren Hamburg-Olddorfer Friedhof an! Dort liegen die Überreste der ungezählten Toten, nach Stadtteilen geordnet, im Massengrab. „Nachts, mit Lastwagen gebracht, sie sind alle mit Chlor bedeckt“, flüsterte man sich damals zu. Im zweiten Weltkrieg wurden im Bundesgebiet 525 000 Zivilpersonen getötet und 27 000 verletzt. In Hamburg waren von 55 000 Toten 5568 Kinder (213 Luftangriffe). Wozu denn noch einen Ersatzdienst? Wir „Feiglinge“ und „Drückeberger“ werden auch ohne ihn wenig Zeit zum Spaziergehen haben! Unser „Vorrecht“ wird sein, von Bunker zu Bunker zu hasten, auf dem Wege zur Arbeitsstelle, während der Arbeit und abends nach Büroschluß. Und nachts werden wir zähneklappernd in Bunkern und Kellern, in Erdlöchern und Wasserrohren ausgetrockneter Bäche sitzen. Im „normalen Krieg“! Wie eine Zukunft mit Atombomben aussehen wird, schildert Jules Moch in „Wir sind gewarnt“ anschaulich genug.  
Gudrun Scharf, Hamburg

### Moderne Kunst

Erfreulicherweise sprechen Sie in Ihrem Blatt oft von moderner Architektur. Erinnern möchte ich an die Nr. 17, in der Sie unter der Überschrift „Wunderbare Natur und Architektur“ neuzeitliche Gartenpavillons vorstellen. Für Deutschland mögen diese Erzeugnisse zweifellos schon sehr fortschrittlich sein, wenn Sie aber bedenken, was die phantasievollen Italiener in der modernen Architektur geschaffen haben, dann müssen Ihre Pavillons davor verblassen. Sehen Sie sich den großen neuen Bahnhof in Rom an. Wie kühn und edel



der Schwung der Halle; und gleich daneben steht hart und streng das Verwaltungsgebäude. Das ist für mich moderne Kunst!  
Romi Amelunxen, Rom

### Festgenagelt

Man kann es kaum glauben, daß es dieselben Männer sind, die 1949/50 jede Wiederbewaffnung Westdeutschlands weit von sich gewiesen haben und heute ununterbrochen von der Notwendigkeit des Wehrbeitrages reden. „Aufwärts“ hat sich ein Lob dafür verdient, diese Männer „festgenagelt“ zu haben („Lang, lang ist's her“, Nr. 17/55).  
Inge Meisel, Oberhausen

### Aufgefallen

Die deutsche diplomatische Vertretung in London steht wohl schon seit Jahrzehnten unter einem Unstern. Immer wieder ereignet sich dort etwas, was die empfindsamen Engländer zutiefst schockieren muß. Erst „betätigt“ sich dort jahrelang der unglückselige Sekreterische Ribbentrop im Auftrag von Hitler und ruiniert systematisch die Reste des deutschen Ansehens. Nach dem Krieg gibt es einen Fall Schlitter. Und nachdem das gerade überstandenen ist, entdeckt Ihr Fotograf stilisierte Hakenkreuze und SS-Runen am Portal der Botschaft (Nr. 17/55)! Nee, wissen Sie, nee.  
Günther Spiegelberg, Berlin

## Das Spiel in Moskau

Von Hans Dohrenbusch

Ohne Mißton ist das Fußballspiel zwischen Deutschen und Russen in Moskau beendet worden. Der englische Schiedsrichter, der das Spiel leitete, fand Worte der Bewunderung für die Fairneß der beiden Mannschaften. Aber auch dem vorwiegend russischen Publikum wurde Anerkennung für die Objektivität gezollt, mit der es die Leistungen der einzelnen Spieler quittierte. Seit jenem unseligen Tage, an dem in Moskau unter den Klängen der „Internationale“ der Pakt zwischen Ribbentrop und Stalin abgeschlossen wurde, erklang in Moskau zum erstenmal wieder die deutsche Nationalhymne. Der noch unter amerikanischer Kontrolle stehende Westberliner Sender Rias hatte eine Übertragung des Spiels mit der Begründung abgelehnt, „daß man sich nicht in die Kampagne russischer Verneblung einspannen lasse und den würdelosen Rummel politisch instinktolser Schlachtenbummler nicht mitmache“. Zwar wurde mit Recht darauf hingewiesen, daß dieses Spiel ausgetragen wurde zu einem Zeitpunkt, wo in russischen Lagern noch viele deutsche Gefangene sind, aber — um bei den Gefangenen zu bleiben — haben nicht auch die Russen zu klagen über viele verlorene Söhne und Väter, die in deutsche Gefangenschaft gerieten und darin umkamen...

Unsere Gefangenen werden, wenn nicht alles trügt, bald alle zurück sein. Es ist mög-

lich, daß Adenauer von seiner Reise nach Moskau die Kunde mitbringt, daß dieses freudige Ereignis sehr bald eintreten wird. Was haben die Fußballspieler getan? Nun, sie haben keine Politik betrieben, aber sie haben bewiesen, daß man eine Sache in Fairneß austragen kann. Damit haben sie, die deutschen Spieler, Kontakte geschaffen. Und auf die Kontakte kommt es an. Es können nicht genug geschaffen werden auf allen Gebieten. Wenn nicht alles trügt, so scheint sich auch in der Weltpolitik eine Ära der Fairneß anzubahnen. Sie darf nie mehr abhanden kommen; denn tritt das ein, dann ist der Atomkrieg in beängstigender Nähe.

### Hans Jahn 70 Jahre alt

Hans Jahn, der am 29. August sein 70. Lebensjahr vollendete, steht seit fünfzig Jahren tätig in der gewerkschaftlichen und politischen Arbeit. Heute ist der ehemalige Schmied und spätere Lokheizer 1. Vorsitzender der Gewerkschaft der Eisenbahner Deutschlands. Ein kämpferisches und erfülltes Leben ist es, auf das Hans Jahn an der Schwelle des biblischen Alters zurückblicken kann. Seinen Mut konnte

auch das Naziregime nicht beugen. Dreimal war er verhaftet, kam aber durch glückliche Fügungen wieder frei, um dann in die Emigration zu gehen. Über die Tschechoslowakei, Luxemburg, Frankreich, Spanien und Portugal kam er schließlich nach England, von wo er nach dem Zusammenbruch der Nazis wieder nach Deutschland kam. Wer Jahn näher kennt, der weiß, daß er auch in der Emigration nie den Mut verloren hat und zusammen mit der Internationalen Transportarbeiter-Föderation, unter Führung des unvergeßlichen Edo Fimmen, den Kampf gegen die Barbarei in Deutschland fortsetzte.

„Aufwärts“ wünscht dem Kämpfer Hans Jahn beste Gesundheit und Kraft für manch weiteres Jahr im Dienste der Befreiung des arbeitenden Menschen.  
Red.



# Vierzig Stunden sind genug!

Zum Referentenentwurf für ein Jugendarbeitsschutz-Gesetz · Nicht alle Forderungen wurden erfüllt

„Was lange währt, wird endlich gut!“ sagt das Sprichwort, und danach müßte der jetzt vorliegende Referentenentwurf für ein neues Jugendarbeitsschutz-Gesetz wirklich sehr gut sein. Leider sind wir ein wenig enttäuscht: Nicht alle Forderungen des DGB wurden erfüllt. So ist unsere Freude nicht ungetrübt. Außerdem: Ein sog. Referentenentwurf steht ganz am Anfang der gesetzgeberischen Arbeit. Bis zum Gesetz ist es noch weit...

Das Gesetz sieht für Jugendliche eine wöchentliche Arbeitszeit von 42 Stunden vor. Wenn wir der Ansicht sind, daß 40 Stunden schon für die Erwachsenen durchaus genug sind und diese Forderung auch in absehbarer Zeit erfüllt sein wird, so ist es wenig klug, von Jugendlichen noch 42 Stunden zu fordern. Dann wird das Gesetz sehr bald wieder vom allgemeinen Fortschritt überholt sein.

Dazu kommt noch, daß diese 42stündige Arbeitszeit keineswegs für alle Jugendlichen vorgesehen ist. Der Entwurf besagt, daß Jugendliche über 17 Jahre, die in keinem Lehrverhältnis stehen, bis zu 48 Stunden arbeiten können. Dasselbe gilt für Jugendliche, die ihre Lehre abgeschlossen haben. Ferner: Bei Arbeiten, die ihrer Art nach oder aus dringenden Gründen des Gemeinwohls einen ununterbrochenen Arbeitsgang erfordern, darf die Arbeitszeit bis zu 56 Stunden, in zwei aufeinanderfolgenden Wochen jedoch nicht mehr als 104 Stunden betragen.

Es ist hier nicht einzusehen, weshalb der Jugendliche außerhalb der Lehre mehr arbeiten soll als der Jugendliche innerhalb der Lehre. Beide sind doch gleich schutzbedürftig, beide der gleichen körperlichen Entwicklung unterworfen. Es ist auch nicht einzusehen, weshalb hier wegen eines „Gemeinwohls“ Ausnahmen vorgesehen sind. Dieses Gemeinwohl ist meistens sehr begrenzt, während es ein größeres Gemeinwohl als Jugendarbeitsschutz kaum geben kann. Der DGB hat darum nochmals nachdrücklich eine Arbeitszeit von 40 Stunden je Woche für alle Jugendlichen gefordert.

### Wir fordern 24 Tage Urlaub für alle

Ähnlich wie mit der Arbeitszeit will man mit dem Urlaub verfahren. Zunächst ist der Urlaub der Jugendlichen auf 24 Tage festgelegt. Dann aber kommen eine Reihe einschränkender Bestimmungen. Jugendliche, die das Lehrverhältnis beendet haben oder nicht in einem Lehrverhältnis stehen und das 17. Lebensjahr überschritten haben, sollen nur 18 Tage in Urlaub gehen können. Auch hier sind wir der Ansicht, daß alle Jugendlichen einen ausreichenden Urlaub nötig haben, das sind 24 Tage im Jahr. Jeder Arzt wird bestätigen, daß nur in dieser Zeit eine wirklich umfassende Erholung möglich ist.

Wirklich gut und günstig sind in dem Entwurf die Ruhepausen geregelt. Sie dürften vor allem den Forderungen der Medizin gerecht werden. Danach ist es gerade bei den Jugendlichen notwendig, eine länger andauernde Arbeit durch möglichst lange Ruhepausen zu unterbrechen. Unklar bleibt allerdings auch wieder, weshalb diese günstigen Bestimmungen über

Ruhepausen nicht gleichmäßig für alle Jugendlichen bis zum 18. Lebensjahr gelten.

Sehr positiv kann man auch die Strafverordnungen beurteilen. Die Strafen sind gepfeffert und können nicht mehr — wie bisher in vielen Fällen — vom Unternehmer so quasi aus dem Taschengeld bezahlt werden. Eine Schließung des Betriebes ist sogar vorgesehen, wenn der Arbeitgeber bereits zweimal rechtskräftig wegen Verstößen gegen das Gesetz verurteilt oder mit einer Geldbuße belegt wurde, und eine Fortsetzung des Betriebes unmittelbare und erhebliche Gefahren für die Jugendlichen mit sich bringen würde. Das mag hart klingen. Aber die Praxis hat gezeigt, daß viele Arbeitgeber nur dann bereit sind, solche Gesetze zu beachten, wenn ein Verstoß gegen das Gesetz durch die Höhe der Strafen zu riskant wird.

Wenn der Gesetzentwurf auch einer Reihe von gewerkschaftlichen Wünschen und Forderungen nicht gefolgt ist, so kann man doch sagen: Er ist in vielen Teilen durchaus fortschrittlich und begrüßenswert. Ein Gesetzentwurf ist aber, wie schon gesagt, noch kein Gesetz, und bis dahin ist es noch ein weiter Weg. Auf diesem Weg werden interessierte Kreise alles versuchen, die besten Paragraphen zu beseitigen oder zumindest zu mildern. Sie haben schon gegen das alte, höchst unzulängliche Gesetz gewettert. Sie werden jetzt Sturm laufen. Wir erwarten vom DGB und den Gewerkschaften, daß sie nicht nur diese Angriffe abwehren, sondern jeden Versuch unternehmen, um die unzulänglichen Stellen zu verbessern und so den Forderungen der Jugend gerecht werden.

hst.

## Verbrannte Erde in Nordafrika

Kluge Politiker würden nicht eine Politik der Vergeltung führen

Der Entspannung zwischen den beiden Weltmächten USA und Rußland, die wir aus vollem Herzen begrüßen, sind leider in anderen Ländern Ereignisse gefolgt, die uns mit Entsetzen erfüllen. „Verbrannte Erde“, zwei Wörter, die uns aus dem zweiten Weltkrieg noch in schauerlicher Erinnerung sind, tauchten wieder auf. Zuerst waren es englische Militärs, die einige Orte dem Erdboden gleichmachten, nun

man von französischer Seite 1946 in Indochina auch mit „verbrannter Erde“ begann, aber damit den Nationalismus der Indochinesen nur auf die Spitze trieb. Schließlich wurde Indochina verloren. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß in Nordafrika die Verhältnisse sich ähnlich entwickeln. Die Zeit der Kolonialmächte ist vorbei. Kluge Politiker würden nicht eine Politik der Vergeltung führen, son-



haben französische Militärs neun arabische Dörfer dem Erdboden gleichgemacht. Fast will es wie ein Menetekel erscheinen, daß der Leiter der „Strafexpedition“ dabei mit seinem Flugzeug abstürzte und den Tod fand. „Unerbittliche Vergeltung“ heißt die Parole der Franzosen gegen die aufständischen Berber und Araber in Nordafrika. Denken wir etwas zurück, so kommt uns ins Bewußtsein, daß

damit mit aller Kraft dafür sorgen, daß es in Nordafrika nicht zu einem offenen Krieg kommt. Hier gilt Eisenhowers Erklärung auch, die er in diesen Tagen zur Deutschlandfrage abgab: „Die Unterdrückung versklavter Länder darf nicht länger durch die Behauptung gerechtfertigt werden, sie sei aus Gründen der Sicherheit nötig.“  
Hadobu

# Die Vergangenheit stand zwischen ihnen

Peter Baum erzählt für die Aufwärts-Leser „die unsentimentalste Geschichte“, die er je gehört hat · Fotos von William Maywald



Das ist die unsentimentalste Liebesgeschichte, von der ich je gehört habe. Man hat sie mir im Süden erzählt, in Cagnes, einem kleinen Ort an der französischen Riviera. Cagnes liegt einsam zwischen den weltberühmten Badeorten Nizza und Cannes. Nur selten kommen Touristen in dieses kleine Nest. Dort ereignete sich diese Geschichte von Nora und Herbert. Ich glaube, es ist auf den Tag drei Jahre her, daß sie zum erstenmal miteinander tanzten.

Nora saß am späten Nachmittag an einem kleinen Tisch vor dem Café in der Rue Rivoli. Für diesen Nachmittag und Abend hatte der Wirt Charlie ein Trio bestellt. Mit dem Auto waren 28 Touristen aus Koblenz angekommen. Sie wollten ein paar Stunden südländische Romantik genießen. Jetzt tanzten sie in Shorts vor dem Café auf der staubigen Straße. „Sie bleiben unter sich“, dachte Nora



erleichtert. Einheimische tanzen in Cagnes nie vor 8 Uhr abends. „Zu heiß vorher“, sagen sie.

Plötzlich stand ein Jüngling neben ihrem Tisch. Er lächelte und sagte einen Satz. Der klang beinahe französisch. Nora verstand nicht. Er sprach noch einmal. Jetzt verstand sie. „Um Himmels willen, er will tanzen.“ Der junge Mann bekam einen Korb. Immer noch



lächelnd zog er einen Stuhl an den Tisch und setzte sich. 30 Minuten später tanzten sie im Staub der Straße.

„Nora ist verrückt“, sagte der Maler Jacques zum Wirt Charlie. „Sie tanzt bei der Hitze — noch dazu mit einem Deutschen in Lederhose.“

Daß sie mit einem Deutschen getanzt hatte, erfuhr Nora erst später. Als sie mit Herbert im Bogengang des alten Schlosses von Cagnes stand. „Sprechen wir also deutsch“, sagte sie. „Ich verstehe es besser als Ihr Französisch.“ „Kennen Sie Stuttgart?“ fragte Herbert. „Ich komme aus Stuttgart!“

„Nein“, sagte Nora. „Ich bin aus Norwegen.“

„Und was machen Sie in Cagnes?“

Nora zuckte die Achseln. „Ich lebe hier.“

Bevor sie unter Menschen gingen, versuchte er, sie zu küssen. Nora wehrte ab. Etwas heftiger, als sie beabsichtigt hatte. Herbert wurde sehr verlegen. Er wollte sie wiedersehen. Jetzt fürchtete er darum. Aber sie sagte ja, bevor er gehen mußte. Sie sah ihm nach, als er in der Dämmerung die Straße hinunterging. Als er aus einem Torweg sein Fahrrad holte und sich daraufschwang, konnte sie ihn kaum noch erkennen.

Herbert kam diese Nacht schneller als sonst zum Zeltlager la Bocca am Mittelmeer. Immer wieder trat er heftig in die Pedale. Zeitweise sang er sogar laut und falsch ein französisches Chanson.

Als Herbert schon im Zelt schlief, lag Nora in ihrem Zimmer noch wach. Es wurde drei Uhr morgens, bevor sie einschlafen konnte. Aber bis dahin wurde sie sich noch klar darüber, daß sie sich verliebt hatte. In den Deutschen. Nicht klar war ihr, ob sie ihn am nächsten Tag wiedersehen sollte. Und genau wußte sie, daß sie sich nichts anmerken lassen würde. Am nächsten Tag ging sie schon zehn Minuten vor der verabredeten Zeit zu dem kleinen Café. Nur, um ihn gleich wieder wegzuschicken, sagte sie sich. Als er schon dasaß und wartete, war Nora gerührt. Aber sie sagte es ihm doch. Sie sagte ihm, ihre Verabredung

sei sinnlos. Besser wäre, er führe gleich wieder nach la Bocca. Sie könne die Deutschen nicht ausstehen. Und mit ihm wolle sie gar keine Ausnahme machen.

„Aber warum denn nicht?“ sagte er. „Es ist doch egal, woher einer kommt.“

„Überall her wäre mir egal“, sagte sie, „nur nicht aus Deutschland.“

Da erzählte sie ihm ihre Geschichte, die sie selbst von ihrem Onkel Gustave oft gehört hatte. Onkel Gustave sitzt seit 25 Jahren Tag für Tag im Halbdunkel seines kleinen Antiquitätenladens an der Ecke Rue Foche in Cagnes und liest Kriminalromane. Er verkauft wenig. Aber er ist bescheiden. Den Deutschen kann er nicht verzeihen, daß sie beim Rückzug seinen Laden ausräumten. Und er haßt sie, weil sie seinen Bruder, Noras Vater, in Norwegen umgebracht haben. Er war mit einer Gruppe Widerstandskämpfer erwischt worden. Gustave hatte große Schwierigkeiten, das Kind nach Cagnes zu bekommen. Doch er bekam Nora, das Waisenkind.

Herbert schwieg lange. „Ich habe mich in Sie verliebt, Nora“, sagte er dann. „Ich möchte

Fortsetzung Seite 8

**PXCKCHEN** Seitdem auf der internationalen Ebene die Entspannung Trumpf geworden ist, haben die Sendungen von Päckchen aus der Bundesrepublik nach der Sowjetzone erheblich nachgelassen, teilte der Evangelische Pressedienst mit. Er verweist darauf, daß die Versorgungslage in der Sowjetzone nach wie vor ungünstig ist.

— Wir hoffen nicht, daß diese mangelnde Hilfsbereitschaft der Anfang des allmählichen Vergessens ist!

**GEFUGE** Die Reaktion im Ministerium Blank ist mit einer geheimen Denkschrift zum Gegenangriff angetreten, in der sich der stellvertretende Leiter der Abteilung „Inneres Gefüge“ bitter über Bundestag und Bundesrat beklagt, die das Ansehen der Armee systematisch heruntersetzen, was bei der deutschen Jugend schwerwiegende



Folgen hätte. Schon jetzt seien die Freiwilligenmeldungen erheblich zurückgegangen. — Endlich einmal ein Kompliment für unseren demokratisch erwachenden Bundestag!

**ATOM** Auch die Konferenz der Atomwissenschaftler aus sechzig Nationen in Gené verlief in dem gleichen Klima der Aufgeschlossenheit, die bei der Konferenz der vier Regierungschefs geherrscht hatte. In freier Aussprache tauschten die Wissenschaftler ihre Meinungen, Erfahrungen und Befürchtungen aus. Sie zeigten der Welt neue Perspektiven der friedlichen Anwendung der Atomenergie, von der man bisher immer nur im Zusammenhang mit Krieg und Vernichtung gesprochen hat.

— Die Aussichten, unsere Kühlschränke mit Atomenergie zu betreiben, anstatt von ihren Hitzewellen vernichtet zu werden, sind also wieder im Ansteigen begriffen.

**UNBEHAGEN** Während noch vor kurzem die Einladung des Bundeskanzlers nach Moskau als ein Sieg der „Politik der Stärke“ Dr. Adenauers gegenüber der Sowjet-Union gefeiert wurde, werden jetzt die Stimmen aus Bonn immer kleinlauter. Nach dem Eingang der letzten Sowjetnote befürchtet man, daß die Russen dem deutschen Bundeskanzler sehr freundlich, aber entschieden erklären werden, in Sachen Wiedervereinigung sei zurzeit leider gar nichts zu machen. Er selbst — Adenauer — habe ja in den Pariser Verträgen die Kompetenz zu Verhandlungen über die deutsche Wiedervereinigung den westlichen Besatzungsmächten übertragen. Den Kanzler, der unter dem Druck der öffentlichen Meinung in der Bundesrepublik seine Moskautreise nicht absagen kann, haben diese Gedanken auch in seinem Schweizer Urlaubsort Müren nicht losgelassen.

— Mitleid haben sollte man aber nicht mit dem Kanzler, sondern eher mit den 18 Millionen Deutschen in der Sowjetzone, die jetzt für seine politischen Fehler bezahlen müssen.

**RENTEN** Der Fürsorgegerichtssatz stelle keine Norm zur Feststellung der Bedürftigkeit bei Rentenansprüchen dar, entschied das Bundessozialgericht in einem Grundsatzurteil. Bedürftigkeit liege vor, „wenn die einigermaßen auskömmliche Lebenshaltung gefährdet“ sei, und das müsse in jedem Fall gesondert geprüft werden. Das Gericht verurteilte die Berufsgenossenschaft der Maschinenbau- und Kleiseisenindustrie, einer Mutter die rechtmäßige Elternrente zu zahlen, was die Berufsgenossenschaft bisher abgelehnt hatte, da die Frau bereits eine Invalidenrente in Höhe von 93,90 DM bezog.

— Und damit, meinte das Gericht zu Recht, könne man weder einigermaßen noch auskömmlich leben.

**SAAR** Nachdem die Mehrheit der Saarparteien den Vorschlag des Europäischen Kommissars abgelehnt hat, nur noch gemeinsame Kundgebungen der Gegner und Befürworter durchzuführen und so den Abstimmungskampf sozusagen in die Retorte zu verbannen, gehen die Auseinandersetzungen an der Saar in voller Schärfe, jedoch mit Sachlichkeit weiter. Nach den Berichten von der Saar gewinnen die sogenannten prodeutschen Parteien laufend an Boden, was den saarländischen Ministerpräsidenten Hoffmann zu der Drohung veranlaßte, bei einer eventuellen Ablehnung des Saarstatuts würden weder am 4. Dezember Landtagswahlen stattfinden noch die politischen Zustände an der Saar irgendwie geändert werden.

— Besser hätte er gar nicht dokumentieren können, daß die famose „freie Abstimmung“ in Wirklichkeit nichts anderes als ein schön frasierter Erpressungsversuch ist!

**AUFWARTS** Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Verlag: Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilh. Biedorf. Verantwortl. Schriftleitung: Hans Dohrenbusch. Graphische Gestaltung: Willy Fleckhaus. Telefon 8 04 81. AUFWARTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunktionen und Postanstalten. Bezugspreis durch die Post viertelj. 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: M. DuMont Schauberg in Köln.

# Wasserklosetts in Moskau!

Tadellos funktionierende Wasserspülung · Sitze aus echtem sibirischem Holz · Chromtelle nicht ganz so gut · Das sind aufsehenerregende Tatsachenberichte!

So war das bisher: Zwanzig Jahre lang hat der bürgerliche Journalist Peter Schmitz schlimme Sachen über die Sowjet-Union geschrieben, erst bei den Nazis, weil es so befohlen war und er „nicht anders konnte“.

Jahrelang trabte in seinen Spalten der russische Bär über friedliche Lande — raubend, mordend, sengend, plündernd. Später landete Herr Schmitz beim „Oberländer Generalanzeiger“ (bodenständige Heimatzeitung), wo er die „Mission des christlichen Abendlandes“ entdeckte. Wieder haben wir uns jahrelang seine Storys anhören müssen, wie der Iwan im Kulturstaat Deutschland „Waasser aus Waand“ und „Liicht aus Däcke“ ganz erstmalig erlebt und seine Marschverpflegung in der Wasserspülung des Lokus deponiert.

Und so ist das heute: Dieser Tage ist Herr Schmitz nach der Hauptstadt der UdSSR gefahren, um seinen sensationellen Tatsachenbericht „Moskau heute“ (Copyright by Generalanzeiger) zu schreiben.

Schon in der ersten Fortsetzung erfahren die Leser unter der so treffenden Überschrift „Kultura“ staunend: Schmitzens Moskauer Hotel hat ein Klosett mit Wasserspülung! Natürlich ist das Chrom der Armaturen nicht so gut wie bei uns! (Wo sollten sie das auch her haben?) Aber immerhin: Die Wasserspülung funktioniert sogar. Ein echter Journalist geht aber allen Dingen auf den Grund. So hat Herr Schmitz in Erfüllung seiner journalistischen Pflichten viermal abgezogen (das Ding funktioniert jedesmal!), um so seinen Lesern ein anschaulichvolles Bild vom Leben in der Sowjet-Union zu liefern.

Und kaum hat Herr Schmitz sich von seiner Verwunderung einigermaßen erholt, da gerät

er abermals in tiefstes Staunen: In Moskau fährt eine richtige Untergrundbahn! Ja so was...! Und die Züge fahren ganz pünktlich. Drei Stunden lang ist Herr Schmitz voll journalistischem Pflichteifer mit diesen pünktlichen Zügen kreuz und quer durch die riesige Stadt gefahren und hatte dann mit 216 Zeilen Petit den 1. Teil der 2. Fortsetzung seines sensationellen Tatsachenberichtes fertig.

Es ist gut, daß Journalisten in die Sowjet-Union fahren. Es ist ja die Aufgabe der Journalisten, über alle Völker und Länder gewissenhaft und objektiv zu berichten, damit sich jeder ein Bild von den Geschehnissen dort machen kann. Die Unterrichtung über die Verhältnisse und Ereignisse in der Sowjet-Union gehört dabei zu den (augenblicklich) dringendsten Aufgaben. Nicht deshalb, weil wir dieses Land und sein System und seine Führer besonders lieben, sondern weil es auf das Schicksal dieser Welt einen großen Einfluß hat. Nur das, was man kennt, kann man auch (in etwa) verstehen. Nur dann, wenn man etwas richtig verstanden hat, kann man zu einem sachgerechten Urteil kommen. Nur wenn man sachgerecht urteilt, kann man richtig handeln. Und weil wir nach zwei Jahrzehnten Haß und Hetze, nach vier Jahren heißem und acht Jahren kaltem Krieg unser Urteilsvermögen in Sachen Sowjet-Union weitgehend verloren haben, sind Moskau- und UdSSR-Reisen wichtig und notwendig.

Sowjetische Wasserklosetts und Untergrundbahnen können uns aber vorerst kaum interessieren. Leute, die auf Holzlatrinen sitzen, können sehr friedliche und gute Menschen sein. Leute, die sich mit dem Hubschrauber statt mit der U-Bahn zur Arbeit begeben, können Gangster sein. Man kann es auch umkehren...

Uns kann zum gegenwärtigen Zeitpunkt nur interessieren, ob und wie wir mit den Menschen dort drüben — nach all dem, was hinter uns liegt — wieder einigermaßen auskommen können. Noten und Botschaften, Volksreden und Trinksprüche geben keine ausreichende Auskunft über die Gesinnung eines Volkes.

Anstatt drei Stunden mit der U-Bahn zu fahren, hätte Herr Schmitz sich zum Beispiel nach den Kriegsgefangenen erkundigen können. Wir haben zwar keinen Anlaß, in dieser Frage den starken Mann zu spielen und Rechtfertigung zu fordern. Schließlich hat Herr Schmitz ja auch keine Rechtfertigung gegeben, als er die Städte und Dörfer zwischen Wolga und Bug bei einer gewissen planmäßigen Absetzung planmäßig zerstören half. Aber wenn man drüben jetzt wieder in vernünftiger Weise mit uns zusammenleben will, kann man dort eine korrekte Anfrage nicht als störend empfinden. Vielleicht bekommt man keine Antwort auf diese Frage. Aber keine Antwort ist auch eine Antwort! Vielleicht bekommt man gesagt: „Es sind nur noch Kriegsverbrecher hier!“ Das wäre nachzuprüfen.

Das Land zwischen Bug und Wolga kann sich nicht selbst entzündet haben, und die Zwangsarbeiter sind — wenn ich mich recht erinnere — nicht per Anhalter aus der Ukraine nach Deutschland gekommen. Dennoch wäre es im Zeichen einer Verständigung gut zu erfahren, wie viele Kriegsverbrecher noch drüben sind, und weshalb sie im einzelnen noch drüben sind, und wie lange sie noch bleiben müssen, und wie sie heißen, und ob vielleicht ein höfliches und formgerechtes Gnadengesuch Aussicht auf Erfolg hat — jetzt, wo wir doch neu beginnen wollen...

Fortsetzung Seite 8



## Ich bin wie eine Schlange

Gisela häutet sich dreimal in zehn Minuten · Herbstmoden für Mädchen

Sie steht vor einer Wand und sieht sehr kühl aus, unnahbar und vornehm. Sie fächelt mit einer Rose. Die weißen Blätter berühren das Kinn. „Gut so!“ sagt eine Stimme. „Stillhalten!“ Unbeweglich steht das kühle Mädchen in der prallen Augustsonne. „Klick“ macht es da, und die Stimme sagt: „Anschließend fotografiere ich das Flanellkomplet“. Das Mädchen erwacht aus der Erstarrung und macht ein Gesicht wie Milch und Blut. Fortgewischt ist die vornehme Kühle... Die Stimme gehört der Fotografin Christa Peters, die für den Aufwärts viele Titelbilder und Reportagen fotografiert hat. Sie sagt uns, sie sei sehr froh, daß sie Gisela gefunden habe: „Sie ist ein tolles Modell für Modofotos.“ Derweil zieht sich Gisela um. Ein mittelalter „Ford“ dient dabei als Umkleidekabine. Die Fenster sind verhängt, und dahinter hört man Giselas Gestöhn: „O diese Hitze hier drin!“ Und plötzlich steht sie frisch und fröhlich vor uns.



„Sehr froh sehe ich jetzt aus!“ Sie trägt ein graues Flanellkomplet mit hellen Flanellstreifen als Koptleiste. Streng geschnitten, in den Hüften eng. „Das beste ist“, sagt Gisela, „ich strecke den Bauch raus, dann fällt es am besten.“ Sie hebt ein wenig den Kopf, winkelt den linken Arm an und streckt den rechten weg. Extravagante Mode braucht eine extravagante Figur. Gisela kann alle Register ziehen.

„Das gefällt mir besonders gut“, sagt Gisela und stellt sich mit dem zweiteiligen Cocktailkleid vor. Kleid aus anthrazitfarbener Duchesse, Jacke aus grau-weiß gestreifter Seide. „Es gefällt mir deshalb so gut, weil ich in diesem Kleid nicht so zu schwitzen brauche!“ Sie hebt um ein paar Zentimeter den Rock, darunter bauscht sich ein weißer Pettycoat. Und „klick“ ist sie auf der Platte. „Jetzt kommt der Mantel!“

„Bald habe ich es hinter mir!“ sagt Gisela mit einem Gesicht, als wäre es eine Wonne, mit einem Mantel aus Shetlandwolle in der Augustsonne zu stehen. „Dieser Mantel hier heißt »Baby«-Mantel, weil die Trägerin darin wie ein liebes, braves Kind aussieht“, sagt die Fotografin und deutet auf Gisela. Die aber sagt: „Ich bin wie eine Schlange und häute mich in zehn Minuten dreimal...“



# Hören Sie sich das mal an:

Heiße Musik und herbe Kritik · Fotos: Hoffmann

An einem heißen Nachmittag hörte unser Reporter Udo Hoffmann heiße Musik. Sie drang aus dem offenen Fenster einer alten Kölner Künstlerpension. Außerdem blickte ein schwarzer Kopf heraus... Fünf Minuten blieb unser Reporter vor dem Haus stehen. Da lächelte ihm der Neger zu. „Hören Sie sich das ruhig mal aus der Nähe an. Kommen Sie doch rauf!“ „Gute Idee“, antwortete unser Reporter und stieg zum zweiten Stock empor. Oben lernte er Donald Browns „New Negro Swing Stars“ kennen, eine Band, die mit erstklassigem Jazz durch Europa zieht. Fünf Männer sagten freundlich „Hallo!“ zu ihm und schüttelten seine Hand. „Wir trainieren gerade“, erklärte Boß Donald Brown (Bild rechts). „Und wie lange sind Sie schon in Deutschland?“ Der Boß rechnete nach. „16 Wochen“, sagte er. 16 Wochen — das lang, um Erfahrungen mit dem deutschen Publikum, mit den Jazz-Fans zu machen. Hören Sie sich das ruhig mal an: Die Musik und unsere Erfahrungen!

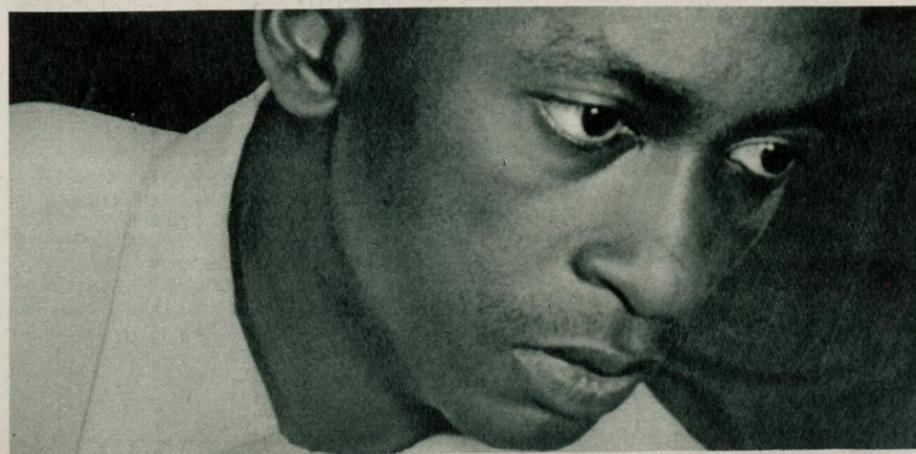


Auf den deutschen Namen Hermann hört der Posaunist (Bild unten), obwohl er aus Jamaika stammt. Hermann spielt beim „Training“ der Band eine wichtige Rolle; er arrangiert die einzelnen „Stücke“, das heißt, er bestimmt, wo eine Variation angebracht wird und wo ein Solo eingelegt werden kann. Hermann sagt: „Es kommen immer viele junge Leute in das Lokal und verwechseln Jazz mit Tanzmusik.“

Aus Jamaika stammt auch Donald, der Boß der Band (oben rechts). Er bedient das Schlagzeug virtuos. Für das Training begnügt er sich mit zwei Schlagstöcken und einer „harten Unterlage“. Schließlich kann er seine vielen Rhythmusinstrumente nicht immer mit rumschleppen. Er ergänzt die Worte seines Posaunisten: „Jazz macht man in Deutschland fast nur in Tanzlokalen. Aber echte Jazz-Fans tanzen nicht!“



Das Saxophon bläst Harry aus London (Bild oben). Er liebt sein Instrument und den Jazz so sehr, daß sie ihm keine Zeit ließen, Deutsch zu lernen. Da er nicht versteht, was die jungen Leute nachts über seine Musik sagen, beobachtet er um so schärfer. „Sie benehmen sich oft etwas zu auffällig“, erklärt er auf englisch unserem Reporter. „Mir scheint, daß für sie der Jazz doch mehr eine Attraktion ist.“



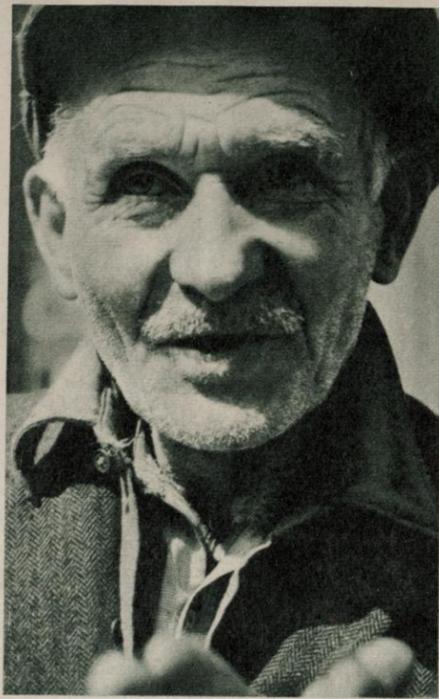
Douglas aus Britisch-Guayana kann beim Training Zeitung lesen (Bild links). Er ist der Pianist. Sein Flügel steht am „Arbeitsort“. Einmal in der Woche geht er mit seinen Kollegen zum Training ins Lokal, wo sie arbeiten. „Ich habe den Eindruck, daß die meisten älteren Leute in Deutschland gegen den Jazz sind“, sagt er. „Viele junge Leute haben ein schlechtes Gewissen, wenn sie Jazz hören...“

Chriss ist der Mann im Hintergrund. Er steht mit seinem Baß Nacht für Nacht hinter den anderen vier und kann das ganze Lokal überblicken (Bild rechts). Mit dem Baß umzugehen, hat er schon in seiner südafrikanischen Heimat gelernt. „Manchmal nennen Gäste unsere Musik abfällig »Negermusik«. Das ist falsch und taktlos. Der Jazz ist keine reine Negermusik, sie wollen ihn in Mißkredit bringen.“



# Der uralte

Von Heinrich Böll



Während das Boot langsam in den kleinen Hafen einlief, erkannten wir den alten Mann, der auf einer steinernen Bank vor einer Ruine saß. Der Mann hätte vor dreihundert Jahren genau so dort sitzen können; daß er die Pfeife rauchte, änderte nichts an dieser Vorstellung: mühelos ließen sich Tabakspfeife, Feuerzeug und Woolworth-Ballonmütze ins siebzehnte Jahrhundert transportieren; der alte Mann zog sie mit, zog sogar die Filmkamera mit, die George sorgfältig im Bug des Bootes beschützt hatte, wahrscheinlich waren vor Hunderten von Jahren Moritatensänger, predigende Mönche genau so in diesem Hafen gelandet, wie wir landeten, der alte Mann lüpfte die Mütze — weiß war sein Haar, flockig und dicht —, er band unser Boot fest, wir sprangen an Land und wechselten, einander zulächelnd, das „lovely day“ — „nice day“ — „wonderful day“: sehr komplizierte Einfachheit der Begrüßung in den Ländern, wo das Wetter ständig von Regengöttern bedroht ist, und sobald wir den Boden der kleinen Insel betreten hatten, schien es, als schlage die Zeit wie ein Strudel über uns zusammen; wie grün das Grün dieser Bäume und Wiesen ist, läßt sich nicht beschreiben; grüne Schatten werfen sie in den Shannon, ihr grünes Licht scheint bis in den Himmel zu reichen, wo die Wolken wie moosige Placken sich um die Sonne gruppiert haben; hier könnte das Märchen von den Sterntalern spielen. Grün wölbt es sich über der Insel, und die Sonne fällt in talergroßen Scheiben über Wiesen und Bäume, liegt dort talergroß und talerblank, und manchmal hüpfte ein Taler auf den Rücken eines wilden Kaninchens und fällt auf die Wiese zurück.

Der alte Mann ist 88 Jahre alt, er ist (siehe Kulturfahrplan) aus dem Jahrgang Sunyatsens und Busonis, er wurde geboren, als Rumänien noch kein Königreich war; er war

Sonne am Ufer des Shannon gefilmt werden, sollte ein paar Tage später dann auf amerikanischen Bildschirmen zu sehen sein, und alle Iren in den USA würden vor Heimweh feuchte Augen bekommen und dann zu singen beginnen: millionenfach vervielfältigt, von Schleiern grünen Lichts umgeben, rosig von der untergehenden Sonne angestrahlt, und blau, sehr blau sollte der Qualm aus seiner Pfeife kommen — so sollte er zu sehen sein.

Aber zuerst mußte Tee, viel Tee getrunken und viel erzählt werden, und die Besucher mußten ihren Tribut an Neuigkeiten entrichten; denn trotz Radio und Zeitung hat doch die Neuigkeit aus dem Mund dessen, dem man die Hand gedrückt, mit dem man Tee getrunken hat, sie hat das eigentliche Gewicht, weil sie alle technischen Mätzchen überspringt. Wir tranken den Tee im Kaminzimmer eines verlassenen Herrenhauses; der ständige dunkelgrüne Schatten der Bäume schien die Wände grün gefärbt, schien die Möbel aus der Dickens-Zeit mit grüner Patina überzogen zu haben: der pensionierte englische Oberst, der uns in seinem Boot herübergebracht hatte — mit seinem langen fuchsigen Haar, dem fuchsigen Spitzbart sah er aus wie eine Mischung aus Robinson Crusoe und Mephisto —, übernahm die Führung des Gesprächs, und leider verstand ich sein Eng-

# Mann sagte Rommel

untergang, aber die Sonne zögerte an diesem Tag, mir schien, als zögere sie besonders lange, und der Oberst wechselte von seinem Lieblingsthema auf ein anderes über: er sprach von einem gewissen Henry, der im Krieg in Rußland offenbar ein Held gewesen war: der Alte blickte mich mit runden, hellblauen Augen manchmal erstaunt fragend an, und ich nickte: Sollte ich jenem Henry, den ich nicht kannte, das Heldentum absprechen, das Robinson-Mephisto ihm zusprach?

Endlich schien die Sonne bereit, anweisungsgemäß unterzugehen, sie war dem Horizont näher gerückt, näher gerückt auch den Television-Beflissenen in den USA, und wir gingen langsam ans Shannon-Ufer zurück. Schnell fiel jetzt die Sonne, und der alte Mann stopfte hastig seine Pfeife, qualmte sie aber zu nervös leer, und so war sie dampflos, als die Sonne gerade mit ihrem unteren Rand den Horizont erreicht hatte. Nun aber war auch der Tabaksbeutel des alten Mannes leer, und die Sonne rutschte rapide. Wie tot aber sieht eine qualmende Pfeife im Munde eines Bauers aus, der vor der untergehenden Sonne steht: Folkloristische Silhouette, Silberhaar im grünen Licht, rosig überhaucht die Stirn. Schnell zerrupfte George ein paar Zigaretten, stopfte sie in den Pfeifenkopf, hellblau stieg der Qualm auf, und gerade jetzt war die Sonne halb hinter dem grauen Horizont untergetaucht: Hostie, die zusehends an Glanz verlor — die Pfeife qualmte, die Kamera schnurrte, und das Silberhaar glänzte: Grübe aus der teuren Heimat für feuchte Irenaugen in den USA, die neue Form der Ansichtskarte. „Wir spielen ihnen“, sagte George, „eine nette Bagpipe-Melodie hinein.“

Mit der Folklore ist es fast wie mit der Naivität: wenn man weiß, daß man sie hat,

zu enthalten schien, und ich kam mir nicht so ehrfurchtgebietend vor; innig, scheu und mit echter Ergriffenheit drückte er mir die Hand, bevor ich ins Boot stieg. „Rommel“, sagte er leise und langsam, und in seiner Stimme lag das Schwergewicht einer Mythe, und „Henry“ sagte er — und nun stand alles, was ich vorher nicht verstanden hatte, alles, was über jenen Henry gesagt worden war, plötzlich vor mir wie ein Wasserzeichen, das nur bei besonderer Beleuchtung sichtbar wird. George sprang neben mir ins Boot: er hatte St. Ciarans Kapelle noch schnell im Dämmer gefilmt. George grinste, als er mein Gesicht sah.

Ich schöpfte Atem, viel Atem, um den Mythos zu korrigieren: weder Rommel noch Henry noch der Geschichte gegenüber schien es mir gerecht, es so zu belassen — aber das Boot war schon losgemacht, schon hatte Robinson-Mephisto den Motor angeworfen, und ich rief zur Insel hinüber: „Rommel war nicht der Krieg — und Henry war kein Held, bestimmt kein Held, bestimmt nicht“, aber sicher hatte der alte Mann nur drei von den Worten verstanden: Rommel, Henry und Held — und ich rief laut noch einmal nur das eine Wort: „Nein, nein, nein . . .“

Auf dieser kleinen Insel im Shannon, die nur selten einmal ein Fremder betritt, wird man vielleicht an dunkel glühenden Kaminen in fünfzig, in hundert Jahren noch von Rommel, vom War und von Henry erzählen: so also dringt das, was wir Geschichte nennen, in entlegene Ecken unserer Welt ein: nicht Stalingrad, nicht Millionen von Ermordeten, Gefallenen, nicht die verstümmelten Gesichter europäischer Städte — der Name des Krieges wird Rommel heißen. Fairneß und als Beigabe Henry, der leibhaftig dort war und aus dem blauen Dunkel heraus, vom sich entfernenden



vier Jahre alt, als Dickens starb — und er ist ein Jahr älter als das Dynamit; soviel nur, um ihn im schwachen Netz der Zeit zu fangen. Die Ruine, vor der er saß, war die einer Scheune aus dem Anfang unseres Jahrhunderts, aber fünfzig Schritte weiter stand eine andere aus dem fünften Jahrhundert; hier baute St. Ciaran of Clonmaénoise vor fünfzehnhundert Jahren eine Kirche. Wer nicht den speziellen Scharfblick des Archäologen mitbringt, wird die Mauern aus dem zwanzigsten nicht von denen aus dem fünften Jahrhundert unterscheiden können; grün überglänzt sind sie alle, mit goldenen Sonnenflecken bedeckt.

Ausgerechnet hier wollte George eine neue Farbfilmtechnik erproben, und der alte Mann — ein Jahr älter als das Dynamit — war zum Statisten ausersehen: mit der qualmenden Pfeife im Mund sollte er vor der untergehenden

lich nicht gut, obwohl er sich liebenswürdig bemühte, slowly, sehr slowly zu sprechen. Zunächst verstand ich von der Unterhaltung nur drei Worte: Rommel, War und fair, und ich wußte, daß Rommels Fairneß im War eines der Lieblingsthemen des Obersten war; zudem wurde ich abgelenkt durch Kinder, Enkel, Urenkel des Alten, die ins Eßzimmer hineinschauten oder Tee, Wasser, Brot, Butter, Kuchen brachten (eine Fünfjährige kam mit einem halben Keks und legte ihn als Zeichen ihrer Gastfreundschaft auf den Tisch), und alle, Kinder, Enkel, Urenkel, hatten das spitze, dreieckig-verschmitzte, fast herzförmige Gesicht, das so oft als Wasserspeier von den Türmen französischer Kathedralen auf diese emsige Erde herunterblickt . . .

George saß da mit der schußbereiten Kamera in der Hand und wartete auf den Sonnen-

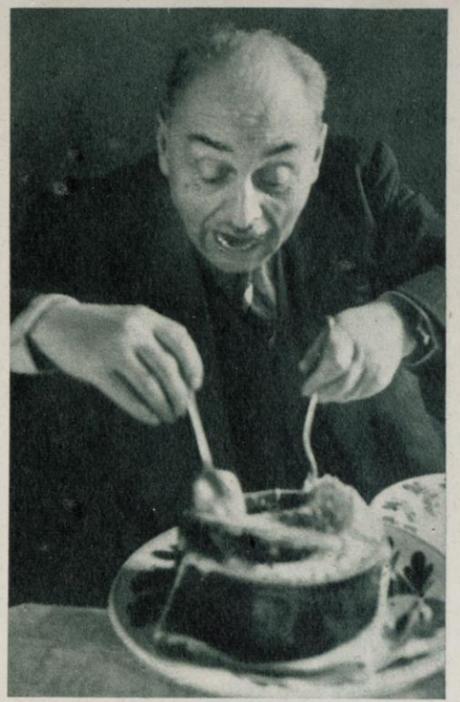
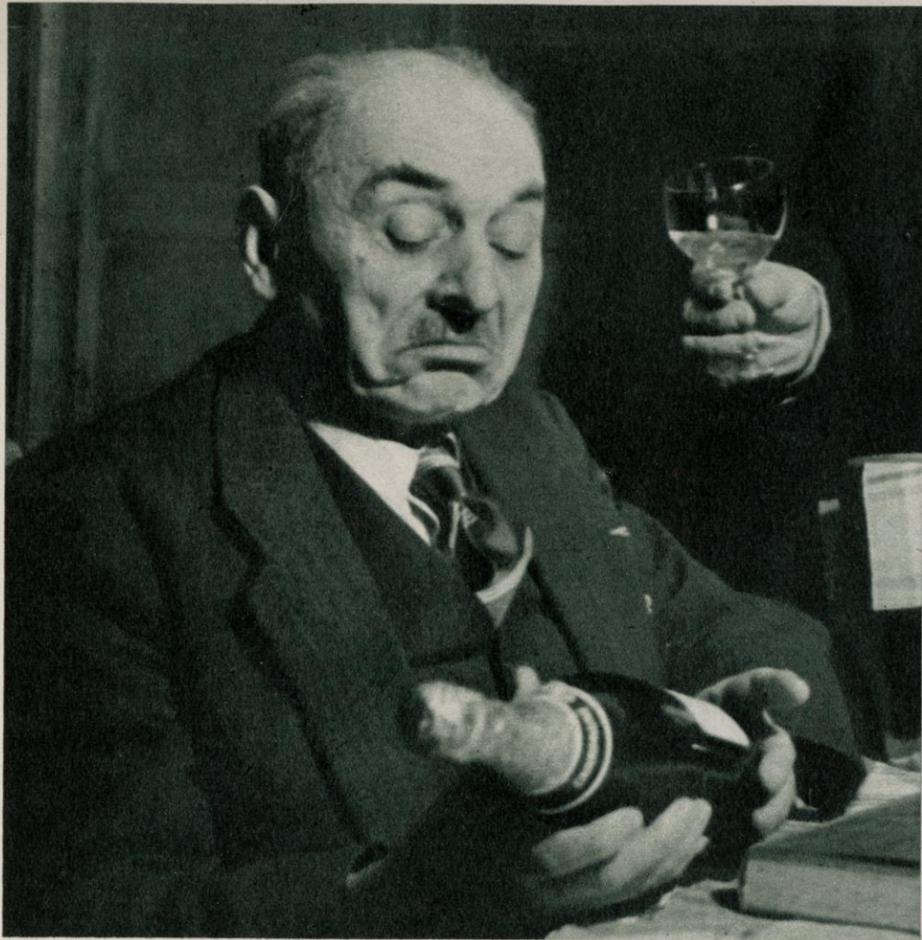
hat man sie schon nicht mehr, und der alte Mann stand ein wenig traurig da, als die Sonne untergegangen war: blaugrauer Dämmer sog die grünen Schleier auf. Wir gingen zu ihm hin, zerrupften mehr Zigaretten und stopften sie in seine Pfeife; kühl war es plötzlich, Feuchtigkeit strömte von überall her, und die Insel, dieses winzige Königreich, seit dreihundert Jahren von der Familie des Alten bewohnt, die Insel erschien mir wie ein großer grüner Schwamm, der halb im Wasser lag, halb aus ihm herausragte und sich von unten her mit Feuchtigkeit vollsaugte.

Erlöschen war das Feuer im Kamin, dunkel fiel ausgeglühter Torf über die roten Klumpen, und als wir langsam zu dem kleinen Hafen zurückgingen, kam der alte Mann neben mich und sah mich merkwürdig an: sein Blick war mir peinlich, weil er — ja, weil er Ehrfurcht

Boot aus „Nein, nein, nein“ rief — ein mißverständliches und deshalb zur Mythenbildung geeignetes Wort . . .

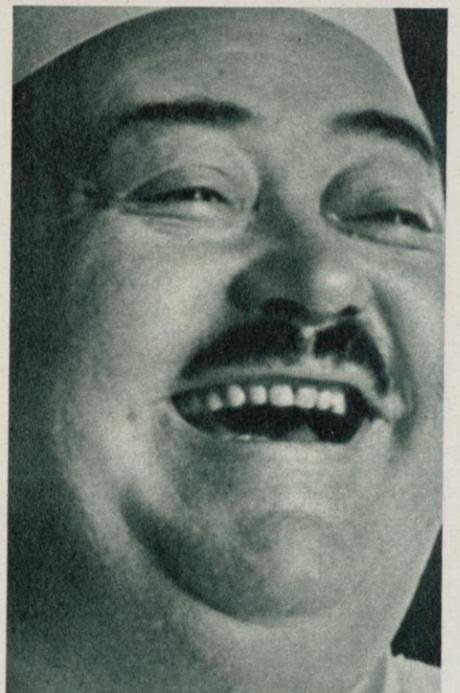
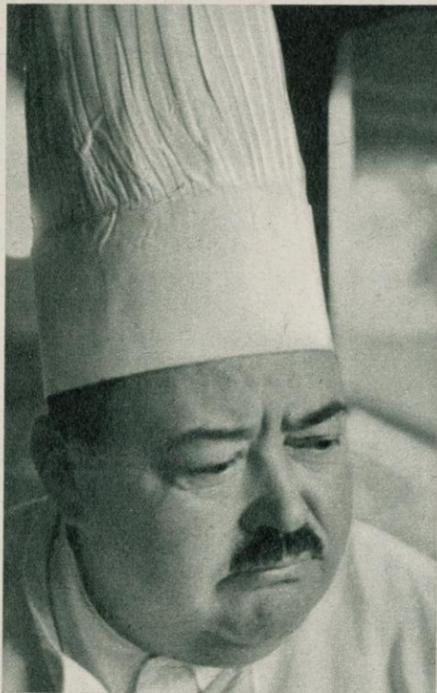
Lachend stand George neben mir: auch er hatte einen Mythos in seine Kamera hineingeschnürt: St. Ciarans Kapelle im Dämmer und den alten Mann, weißhaarig, versonnen: noch sahen wir sein schneeweißes, dichtes Haar fern an der Mauer des kleinen Hafens leuchten: ein Silbertupfer in der Tinte des Dämmer. Die kleine Insel, das Königreich, versank im Shannon mit all seinen Irrtümern und all seinen Wahrheiten, und Robinson-Mephisto, der das Ruder hielt, lächelte friedlich vor sich hin: „Rommel“, sagte er leise, und es klang wie eine Beschwörung.

Foto: Alter irischer Friedhof  
Omnia-Bavaria (2)



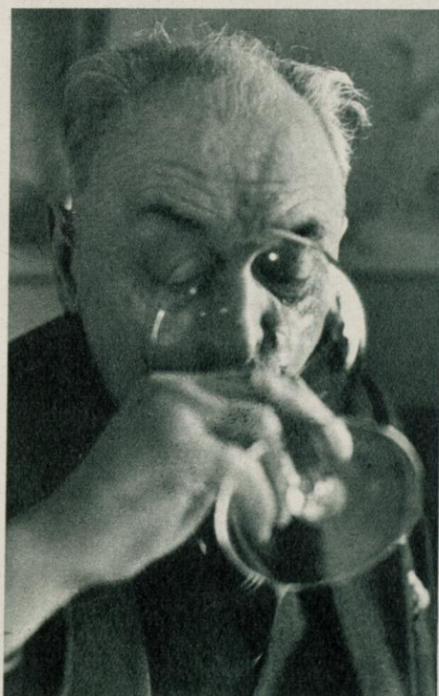
Es ist alles nur Theater wenn Monsieur Coudrais ein Maulwurfsgesicht macht oder enthusiastisiert die Bedienung mit der Fleischpastete begrüßt (Bild oben links). Küchenchef Dumaine fühlt sich während der endlosen Essenszeremonie höchst unbehaglich, liegt es doch in Monsieur Coudrais' Macht, dem Restaurant zwei Sterne zuzubilligen, wenn ihm Essen und Trinken vorzüglich munden sollten, oder ... Aber das wäre gar nicht auszudenken, wenn Monsieur in der Fleischpastete ein Knöchelchen fände... Vorläufig wühlt er wie ein Goldgräber in der Pastete und scheint bester Stimmung zu sein. Genüßlich ißt er sogar zweimal von der überbackenen Kruste. Dabei stößt er Laute aus, wie: „H...mmm, h...mmm.“ Ein glücklicher Mensch, dieser Monsieur Coudrais, er darf essen und trinken, was er sich wünscht... und soviel er will...

Monsieur Gabriel Coudrais verzieht sein Gesicht wie ein mißgelaunter Maulwurf und studiert das Etikett der Champagnerflasche. Wer ist dieser kuriose Gast, den unser Fotograf in einem südfranzösischen Restaurant entdeckte? (Bild oben) Monsieur Coudrais ist Chefinspektor einer Organisation, die von allen Wirten Frankreichs gefürchtet wird. Diese Organisation gibt für Touristen Reiseführer heraus, in denen gute Restaurants mit zwei Sternen bezeichnet sind. Das ist die höchste Auszeichnung des Reiseführers, denn in ganz Frankreich gibt es nur 30 Restaurants mit zwei Sternen. Chefinspektor Coudrais kontrolliert hier Speisen und Getränke des berühmten Küchenchefs Alexandre Dumaine: Zunächst nimmt er einen Schluck des Champagners, dessen Etikett er so mißtrauisch betrachtet hat. Der dicke Herr Dumaine hängt an seinen Lippen und verfolgt jede Geste des gefürchteten Gastes. Sein Gesicht wechselt zwischen schwarzer Verzweiflung und heller Freude (rechts).



*Der beste Job der Welt*

Eine Reportage von Gene Kammerman



Nach dem Essen muß Monsieur Coudrais einmal verschwinden (Bild links). Aber er benutzt ja die falsche Tür! Kann Monsieur Coudrais nicht lesen? Auf der Tür steht groß und deutlich „Damen“. Aber er geht nicht ganz hinein, er steckt nur den Kopf durch einen Spalt, schnuppert wie ein Kaninchen und läßt die Augen flink hin und her wandern. Dann dreht er sich um und sagt zu Monsieur Dumaine: „Ist auch in Ordnung!“ Zu den seltsamen Pflichten des Chefinspektors Coudrais gehört auch die Inspektion stiller Örtchen. Ist das Essen gut und das Örtchen schlecht, gibt es keine Sterne! So streng sind in Frankreich die Sitten, wenn es um das Wohl des Touristen geht... Aber jetzt verabschiedet sich Monsieur Coudrais. Monsieur und Madame Dumaine winken ihm nach (Bild rechts). „Bekommen wir nun zwei Sterne?“ fragt Madame Dumaine ihren Mann. — „Ich glaube schon!“



Liebe Freunde! Ich will heute „ein Thema anschnitten“, das ich schon lange mal „zur Durchführung bringen“ wollte. Es „erhebt sich“ nämlich die Frage, ob unser üblicher gewerkschaftlicher Jargon nicht dringend der Säuberung bedürfte. Deshalb also „fertigte“ ich diesen „Schriftsatz“. Dabei wird aber „das Problem berührt“, möglichst nicht in die Fettnäpchen „auf der unteren Ebene“ zu treten. Ernsthaft — ist Euch auch schon aufgefallen, daß in jeder Gewerkschaftsversammlung, ich betone, in jeder, gewisse schlechtformulierte Redewendungen immer wieder auftauchen? Nicht nur der Redner benutzt sie, auch jene, die während der Diskussion ein paar Worte einfach so sagen sollten, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, benutzen diese geschwollenen Redensarten. Wir verwirklichen nicht einen Plan, wir „führen ihn durch“ — wobei diese Formulierung noch milde ist. Meist wird der



Plan „zur Durchführung gebracht“. Achtet mal darauf. Zählt mal in der nächsten Versammlung, wie oft „Durchführung“ in den verschiedensten Abwandlungen benutzt wird. Das Resultat wird zu denken geben. Thomas

#### Viel verlangt?

Aus Dortmund schreibt uns Karl-Heinz R.: „Ich habe einen kleinen Streit mit meinem Vater. Jeden Sonntag verlangt er, daß ich schon um sieben Uhr aufstehe, um eine Stunde später mit ihm in den Garten zu gehen. Dabei muß ich die ganze Woche schwer arbeiten und morgens schon um sechs Uhr raus. Sonntags will ich wenigstens ausschlafen und auch mal mit meinen Freunden zum Baden fahren. Aber mein Vater sagt, daß er auch die ganze Woche schwer arbeiten müsse, und ich wolle ja auch mit von dem Obst und Gemüse essen, das in unserem Garten wächst.“

● Ich stehe mal wieder mit dem Sohn gegen den Vater. Daß auch er die ganze Woche über schwer arbeiten muß, ist kein sehr stichhaltiges Argument — denn für ihn scheint die Gartenarbeit ein Hobby, ein selbstgewählter Ausgleich zu sein. Es geht wohl etwas zu weit, vom Sohn die gleiche Freude an der Gartenarbeit zu erwarten. Ist die Freude aber nicht da, dann wird die Gartenarbeit zur Plage und zum Schreckgespenst. Ich bin schon der Meinung, Karl-Heinz, daß Du ein Recht darauf hast, am Sonntag auszuschlafen und mit Deinen Freunden rauszufahren. Natürlich solltest Du gelegentlich auch im Garten zur Hand gehen. Aber nicht jeden Sonntag!

#### „Was getrunken“

Aus dem Kreis Kleve-Geldern schreibt Werner H.: „Mit meinem Freund war ich auf der Kirmes, wo wir auch was getrunken haben, zwei oder drei Schnäpchen. Wir haben uns aber nicht betrunken. Plötzlich kam ein Polizist und hat uns aufgeschrieben. Was hat das zu bedeuten? Dürfen wir nichts trinken? Wir sind siebzehn. Werden wir bestraft?“

● Im „Gesetz zum Schutze der Jugend in der Öffentlichkeit“ heißt es unter § 3, Absatz 1: „Jugendlichen unter achtzehn Jahren darf in Gaststätten und Verkaufsstellen Branntwein weder verabfolgt noch sein Genuß gestattet werden.“ Bestraft werdet Ihr nicht. Aber der Polizist muß Euch dem Jugendamt melden. Wenn man Euch noch mal erwischt, werdet Ihr wahrscheinlich vom Jugendamt vorgeladen. Außerdem ist es möglich, daß der Wirt eine Strafe bis zu 150 DM bekommt.

#### Leser für Leser

● Rudi Scheuermeyer, München, schreibt uns: „In Nr. 16 gibst Du unter »Jugendbewegung« eine Auskunft, die ich nicht billigen kann. Schon vor 1899 waren in den Arbeiterbildungs- sowie Arbeiterturn- und -sportvereinen die jugendlichen Arbeiter in der Mehrheit. Schon deswegen, weil man ja erst mit 18 Jahren Mitglied einer Gewerkschaft werden konnte. Im vergangenen Jahr feierten wir das 50jährige Bestehen der Arbeiterjugendbewegung. Warum Du das nicht erwähnt hast, entzieht sich meiner Kenntnis. Wolltest Du den äußeren Anlaß zur Gründung der Arbeiterjugendbewegung — die Empörung über den Freitod eines Schlosserlehrlings, den sein Lehrmeister durch ständige Quälereien in den Tod trieb — verschweigen? Oder hast Du es nur übersehen? Ich meine jedenfalls, wir müßten auch heute die jugendlichen Gewerkschaftsmitglieder häufiger an den Solidaritätswillen und das Zusammengehörigkeitsgefühl der Arbeiter von 1900 erinnern.“

# Altes, steifes Kamel

Eine Erzählung für Vater und Sohn von Erich Junge

Ich erwachte davon, daß er weinte. Es war mitten in der Nacht.

Ich ging hinüber zu ihm. Er schlief nicht, saß aufrecht im Bett, und seine Hände lagen still auf der weißen Decke. Die Nachttischlampe brannte. Der gelbe Lichtkegel fiel auf sein Zeug, das sauber zusammengefaltet auf einem Stuhl lag.

„Was fehlt dir?“ sagte ich. „Hast du Schmerzen?“

Er antwortete nicht, hielt den Blick niedergeschlagen; die Haare hingen ihm in die Stirn, und seine Schultern zuckten ein bißchen.

Ich fühlte ihm den Puls, aber er hatte kein Fieber. Er sah auch eigentlich nicht körperlich krank aus, es mußte etwas anderes sein, etwas viel Schlimmeres, warum hätte er sonst wohl geweint mitten in der Nacht.

Da sah ich den blauen Turnbeutel dicht neben seinem Kopfkissen liegen. Er war geöffnet. Turnhemd und Turnhose waren herausgezogen; er mußte sie eben noch in der Hand gehabt haben.

„Ist es deswegen?“ sagte ich.

Er nickte und legte sich zurück, legte den Kopf in die Kissen.

„Wenn du nicht willst“, sagte ich, „brauchst du nicht wieder hinzugehen, ich meine, wenn es dir keine Freude mehr macht oder wenn es dich quält.“

Er lag jetzt mit geschlossenen Augen da, ein kleiner neunjähriger Junge mit einem nassen Gesicht und wirren, in die Stirn hängenden Haaren.

„Es quält dich doch“, sagte ich, „sonst würdest du nicht weinen, jetzt, so spät in der Nacht.“

Über seine Stirn liefen ein paar Falten; er schien mir plötzlich viel älter, und ich sah, wie es ihn beschäftigte und daß er nur nicht den Mut fand, es mir zu erzählen. — Ich drückte den Knopf der Nachttischlampe. Es war mit einemmal dunkel im Zimmer.

„So ist es besser, nicht wahr?“ sagte ich. „Jetzt kannst du es mir ruhig erzählen.“

Er tastete nach meiner Hand. Seine Hand fühlte sich kalt an.

„Ich bin ja immer gern hingegangen“, sagte er leise, mit einer Stimme, der man deutlich den ganzen Aufruhr seines kleinen Herzens anmerken konnte. „Aber jetzt ist da ein Neuer in unserer Riege. Das ist der Bruder vom Riegenführer. Weißt du, Vati, das ist so ein Starker, der kann alles immer so gut.“ Er drückte meine Hand ganz fest, so, als fürchtete er, daß ich weggehen könnte.

Im Treppenhaus sprang plötzlich das Licht an. Jemand kam so spät noch nach Hause. Der Lichtschein fiel durch die Milchglasscheibe der Flurtür auf den Korridor und in sein Zimmer, dessen Tür ich offengelassen hatte.

Er schwieg jetzt, und ich sah, wie es in seinem Gesicht arbeitete. Erst als das Licht verlösch und alles im Hause ganz still war, begann er wieder zu sprechen.

„Kannst du gut Hochsprung?“ fragte er.

„Nicht besonders gut“, sagte ich, „bin überhaupt kein besonders guter Turner gewesen.“

Es stimmte, und außerdem konnte ihm das ein Trost sein.

„Aber der Neue“, sagte er jetzt, „der kann alles gut, du, der springt ein Meter zwanzig hoch. Die anderen schaffen alle bloß ein Meter.“

## Die Vergangenheit stand zwischen ihnen

Fortsetzung von Seite 3

Sie morgen wiedersehen. Sagen Sie ja. In sechs Tagen muß ich wieder nach Deutschland zurück. Warum sollen wir jetzt noch das Schicksal unserer Eltern büßen?“

+

Herbert ist heute noch in Cagnes.

Sie trafen sich am nächsten Tag und am folgenden und am nächsten Tag wieder. Sie zeigte ihm die Schönheiten der Umgebung, und abends tranken sie bei Charlie Rotwein.

Einen Tag vor seinem Abreisetermin lagen sie nachmittags auf der Lichtung eines Bambusgehölzes. Hier machte er ihr einen Heiratsantrag.

Nora sagte nein. Er beschwor sie. Aber sie fürchtete sich vor den Schwierigkeiten, vor Onkel Gustave, vor dem Gerede der Leute in Cagnes.

Am nächsten Morgen zog er mit seinem vollgepackten Fahrrad vor ihre Haustür. Nora kam heraus. Sie stand mit hängenden Armen da und sah ihn hilflos an. Dann reichte er ihr über das Gepäck hinweg die Hand. Als er abfahren wollte, bat sie ihn, zu bleiben. Seit jenen Tagen lebt Herbert in Cagnes. Die

„Und du“, sagte ich, „wieviel schaffst du?“

Er schluchzte. „Deswegen brauchst du doch nicht zu weinen“, sagte ich, „sieh mal, dafür kannst du andere Dinge wieder viel besser. Wir wollen jetzt mal überlegen, was du nun besonders gut kannst, nicht wahr?“

Aber er hatte mir gar nicht zugehört. „Dann lachen sie alle“, sagte er, „wenn ich die Latte reiße, dann lachen sie alle. Und am schlimmsten ist der Neue. Der nennt mich immer Kamel, altes, steifes Kamel.“

Das war es also, weswegen er schon zweimal nicht zum Turnen gegangen war. Und ich hatte ihm deshalb noch Vorwürfe gemacht. Das also war es. Mitten in der Nacht wachte er davon auf und weinte.

„Weißt du“, sagte ich, „ich werde zu dem Leiter des Turnvereins gehen und mit ihm sprechen. Es kann doch nicht jeder gleich gut

springen, und du willst es doch lernen, nicht wahr? Glaub man, das wird bestimmt noch gut.“ Er schien etwas beruhigt und lächelte leicht. Ich konnte das sehen. Er atmete tief und gleichmäßig, und er war bestimmt sehr müde. Daß er mir alles erzählt hatte, das hatte ihm sicher gut getan. Er war so zart, mimosenhaft, jeder Wind wehte ihn um, und er nahm sich alles gleich so zu Herzen. Er war nicht so wie sie, wie die anderen, und hatte doch keinen größeren Wunsch, als so wie sie zu sein.

„Vati“, sagte er leise, „das stimmt doch, ich meine, daß du auch kein guter Turner warst, das ist doch bestimmt wahr!“

„Es stimmt“, sagte ich, „du kannst es mir glauben, und es ist keine Schande, wenn man kein guter Turner ist.“

Ich beugte mich zu ihm. Er lag ganz still. Und an dem immer schwächer werdenden Druck seiner Hand merkte ich, daß er schlief.

Wunschtraum: Wirkung der deutschen Wehrmacht auf die Sowjet-Union



Schwierigkeiten, die sie zu überwinden hatten, waren gar nicht so groß. Gewiß, Onkel Gustave ist heute noch mürrisch, wenn er mit Herbert zusammentrifft. Aber das Paar hat sich unabhängig von ihm gemacht. Zwei Monate nach ihrer Trauung konnte Herbert in dem alten Torweg in der Rue Rivoli eine Reparaturwerkstatt für Fahrräder eröffnen.

Wenn Sie mal durch Cagnes kommen, können Sie ruhig zu ihm gehen und Grüße von mir bestellen. Sie werden von beiden gewiß gut aufgenommen. Ich habe noch vor vier Wochen manche Flasche roten Landwein mit ihnen getrunken.

Also, gehen Sie ruhig zu ihnen, lassen Sie sich meinetwegen das Fahrrad von Herbert reparieren; aber sagen Sie nicht, daß ich Ihnen diese Geschichte erzählt habe.

## Wasserklosetts in Moskau

Fortsetzung von Seite 4

Und vielleicht sollte Journalist Schmitz auch einmal feststellen, was beispielsweise dem Sowjetbürger Josip Wissarionowitsch Koserew passieren würde, wenn er dem Verlag der „Prawda“ ein Briefchen schreiben würde: „Sehr geehrte Herren! Die Artikel eines gewissen Herrn Chruschtschow haben mich lange genug geärgert. Ich bestelle hiermit Ihr Blatt ab. Hochachtungsvoll! gez. Koserew.“

Uns liegt nichts daran, daß Journalist Schmitz seine Nase in sowjetische Wasserklosetts steckt. Statt dessen sollte er tatsächlich mal nachprüfen, was dem Bürger und Genossen Koserew in einem solchen Fall passieren würde. Schmitz soll den Verhältnissen auf dem Grund gehen — nicht dem Wasserklosett.

Heinz Stuckmann

## Zum Schluß: Die „wilden Streiks“

In Hamburg und in Kassel haben Arbeiter gestreikt, ohne sich an die allgemein anerkannten Regeln zu halten, ohne sich mit ihrer Gewerkschaft zu beraten, ohne sich ihrer Hilfe zu versichern. Das nennt man einen „wilden Streik“. Sie sind aus der Front der organisierten Arbeiter ausgebrochen — nach vorn ausgebrochen, aber eben ausgebrochen. Das ist nicht gut, denn es kann Verwirrung stiften, die Front schwächen und bleibt fast immer ohne nennenswerten Erfolg. Aber deswegen sind sie ausgebrochen? Sind sie übermüdig? Sind sie streit- und streiklustig? Haben die paar Kommunisten in der Bundesrepublik sie aufgehetzt? Sie sind es müde, die ewigen Klagen der Unternehmer zu hören, Lohnerhöhung sei nicht möglich, wenn zugleich die Kurve der Gewinne unerhört steigt. Sie haben die Geduld verloren. Das ist falsch — aber die Unternehmer sind jetzt gewarnt. W.